

Anabelle

The Dance

Von Schreiberliene

Zwischenspiel

Verheißungsvoll wölben sich die Segel im steten Ostwind, der die Isra beharrlich auf Kurs hält, der die verschwitzten Körper, die geschäftig über die Planken huschen, abkühlt und den Gestank der letzten Toten mit sich fort trägt. Das Wasser lacht im hellen Sonnenlicht, das bis zum Grund des Ozeans zu reichen scheint, und bleibt verspielt, vergnügt, wie ein kleines Kind, das an einem lauen Sommertag auf einer Wiese herumtollt, während die Hoffnung auf dem Schiff stündlich steigt. Niemand ist mehr krank, kämpft um sein Leben; jenen, die das Fieber haben wollte, hat man ihre letzte Ruhe gegönnt und obwohl der Tod große Lücken in der Mannschaft hinterlassen hat, können sie, wenn es zu keinem neuen Ausbruch kommt, das Festland erreichen. Sie haben zwar schon zwölf Sonnen auf hoher See verbracht und trotzdem noch immer eintausenddreihundert Seemeilen vor sich, doch von Stunde zu Stunde genesen mehr und können wieder zu ihrer Arbeit zurück. Ein Unglück ist es gewiss, dass gerade unter den Ruderern ein solch verheerendes Sterben grassiert hat, aber die, die können, nehmen deren Plätze ein und auch der Himmelsvater scheint sich dem winzigen Holzgebilde in der Weite zu erbarmen und schickt einen immer weiter erstarkenden Wind, der sie in der vergangenen Woche zumindest sechs Knoten hat machen lassen.

Erba Marta'rm selbst packt mit an, ist scheinbar überall, ruht nie aus, wartet nie, duldet keinen Ungehorsam und schafft es eben durch seine eiserne Härte, die Männer unter seine Kontrolle zu bekommen und einen Aufruhr der Übriggebliebenen schon im Keim zu ersticken. Der Hüne weiß, dass man gerade dann, wenn man glaubt, das Schiff habe das Schlimmste überstanden, oft an den habgierigen Meuterern scheitert, denn die Männer werden sich ihres eigenen Wertes immer bewusster.

Und dennoch, das Schiff macht gute Fahrt, seit dem Morgen hat der Wind merklich aufgefrischt. Sie brauchen gar nicht gegenzusteuern und seine Sorgen bewahrheiten sich nicht, denn er weiß, was er tun muss. Er lässt die Männer hart arbeiten, endlos schuften, viel trinken und gut essen, sodass sie auch noch am nächsten Morgen bereit sind, mit ihren oft geschwächten Körpern in die Höhe zu klettern oder sich in den dunklen Bauch des Schiffes zu setzen, und nicht auf dumme Gedanken kommen. Unten riecht es stark nach Alkohol, denn man hat einen großen Teil des Rumvorrates dazu verwendet, das Schiff von den Dämonen zu befreien - schon seit Monaten geht das Wort um, dass die Krankheit sich vor dem strengen Gestank fürchtet.

Unter jenen, die unter Deck arbeiten, ist auch Arcian, der trotz einer leichten

Schwäche, die ihn immer wieder zu überfallen droht, unermüdlich in die Ruder langt - nicht, weil er sich dem Schiff, dem Kapitän verpflichtet fühlt, nicht, weil er Angst hat, sondern weil der Wunsch nach dem Land, in dem ihm seine ewig quälenden Fragen beantwortet werden sollen, immer drängender wird. Außerdem denkt er Tag für Tag an die Genugtuung, die es ihm bereiten wird, diesen Wurm, der ihn derart gedemütigt hat, langsam und genüsslich zu seinen Ahnen zu führen.

Er schmiedet über Tag Pläne, denkt sich grausige Martereien aus, die ein erschreckend befriedigtes Grinsen auf sein Gesicht zaubern, und lauscht nachts dem Klang seiner Uhr, der zauberhaft leicht in der Luft hängen bleibt und ihn bis in seine Träume begleitet, wo er meint, der Antwort näher zu kommen und endlich zu finden, was er sucht.

Adamo dagegen vertreibt sich die Abende, indem er auf sein Leben schimpft und die Umstände verflucht. Seine Haut ist rot und brennt, auch wenn langsam aber sicher Bräune an die Stelle der grellen Farbe tritt, und er quält sich selbst, indem er sich überlegt, was ihn auf der anderen Seite des großen Wassers erwartet, und sich in immer schlimmeren Alpdrücken quält.

Auch ihn freut natürlich ihr schnelleres Reisen, das Verschwinden des Schweißfiebers und der Angst, doch immer wieder und immer öfter muss er an seinen alten, greisen Meister denken und an die letzten Wort, die dieser ihm mitgegeben hatte.

Er fragt sich, ob die Neugierde, die Sehnsucht, dieses Verlangen wirklich rechtfertigen kann, dass er sich dem Tod, den Schmerzen ausgesetzt hat, er fragt sich, wenn auch sicherlich nicht zum ersten Mal, was er hier eigentlich tut, und überlegt, ob das, was der Druide seinem Begleiter hat sagen wollen, wichtig für ihre Suche gewesen wäre.

Sehen tun sich die Beiden kaum, manchmal, wenn das Essen der Ruderer etwas länger gedauert hat, begegnen sie sich in den Gängen, bei den Schlafstätten, wenn der Morgenappell ankündigt, dass man tatsächlich im neuen, fast schon stürmischen Wind zwölf Knoten macht, oder am Abend, wenn sie an Deck kurz nach Luft schnappen.

Worte wechseln sie nie.

So vergehen vier Sonnen bis ein kleiner, drahtiger Junge laut kreischend, jubelnd vom Rah verkündet:

"Land! Land in Sicht!"

Die Isra liegt still im ruhigen Hafen, der außer ihr nur noch wenige andere Schiffe beherbergt, denn kaum einer will sich die starken und dennoch nicht gefährlichen Winde entgehen lassen, die jeden Frachter, jedes Boot in wenigen Sonnen an ihr Ziel bringen. Bei dem großen, stolzen Gefährt sieht die Lage allerdings anders, gefährlicher aus und je mehr heiße Tage verstreichen, je öfter die Besatzung das langsam langweilende, für einige auch ekelerregende Essen zu sich nehmen muss, den wogenden Boden unter den bloßen Sohlen spürt und dabei wenige Fuß vor sich das so ersehnte Land vor sich sieht, desto gespannter wird die Situation für den Kapitän. Auch er wünscht sich einen Landgang, doch die große Stadt hat dem eben noch vom Tod beherrschten Schiff erst einmal nicht erlaubt, seine Ladung zu löschen zu groß ist die Angst, der Dämon könne noch in Ritzen, in winzigen Poren, in Fasern der Kleidung stecken. Schon hat der Espa seine ersten Sonnen erlebt, den Merium vertrieben, schon stehen die Bäume in voller Blüte, wächst das Korn golden auf den Feldern, doch die Männer sind gefangen und werden mürrisch, gereizt, wollten sie doch schon längst wieder bei ihren Familien, den Liebeslagern, in ihren Heimatstätten sein...

So aber vergehen Tage, werden zu einer Woche, sammeln sich, und besonders Adamo hat unter der langen Wartezeit zu leiden.

Denn nun, wo Arcian das Land, das ihm die Antworten geben soll, direkt vor der Nase hat, es aber dennoch nicht erreichen kann, wird er immer rauer, unverschämter, wütender - und lässt dies an dem Dieb aus. Dieser überlegt, ob er wohl dagegen aufbegehren soll, doch nun ist der Krieger wieder erstarkt, scheint sogar noch kräftiger als zuvor und Adamo ist sich gewiss, dass er eine direkte Konfrontation nicht überleben, geschweige denn gewinnen kann.

Und so erträgt er die Launen, verwünscht sich aber selbst wegen seiner Feigheit.

Inzwischen kommt ihm sein Entschluss, diesem brutalen Barbaren zu folgen, noch viel unverständlicher vor, als noch vor wenigen Sonnen, vor allem, weil er sich immer bedrohter fühlt. Immer öfter glaubt er, einen glühenden, Unheil versprechenden Blick im Rücken zu spüren, doch wenn er sich dann umdreht, sieht er nur den Gedächtnislosen, der sich meist gerade wieder fortbewegt. Der Dieb weiß tief in seinem Herzen, dass er an jenem Tag vor so vielen Nächten zu weit gegangen ist, den Begleiter gegen sich aufgebracht hat, doch er redet sich ein, dass dies schon längst vergessen ist, wie so vieles, was Arcian einmal gewusst haben muss.

Doch der hat natürlich nicht vergessen, nicht vergeben; er wartet auf eine Gelegenheit, seinen Plan in die Tat umzusetzen. Leider weiß er nicht, was ihn außerhalb der kleinen Welt der Isra erwartet, deshalb hat er schon halb beschlossen, Adamo am Leben zu lassen, bis sie das Geheimnis gelöst haben, denn auch wenn er diesen Menschen nicht leiden kann, weiß er doch, dass der intelligent genug ist, um ihm einmal hilfreich sein zu können.

Und so warten sie, zusammen mit so vielen Anderen, die sich nichts sehnlicher wünschen, als endlich die feuchte Erde unter ihren Sohlen zu spüren, warten fast den halben Espa, bis endlich die Erlaubnis erteilt wird und sie an Land gehen können.